

Die Russische Revolution

Autor(en): **Preconi, Hector G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **18 (1917)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750502>

Nutzungsbedingungen

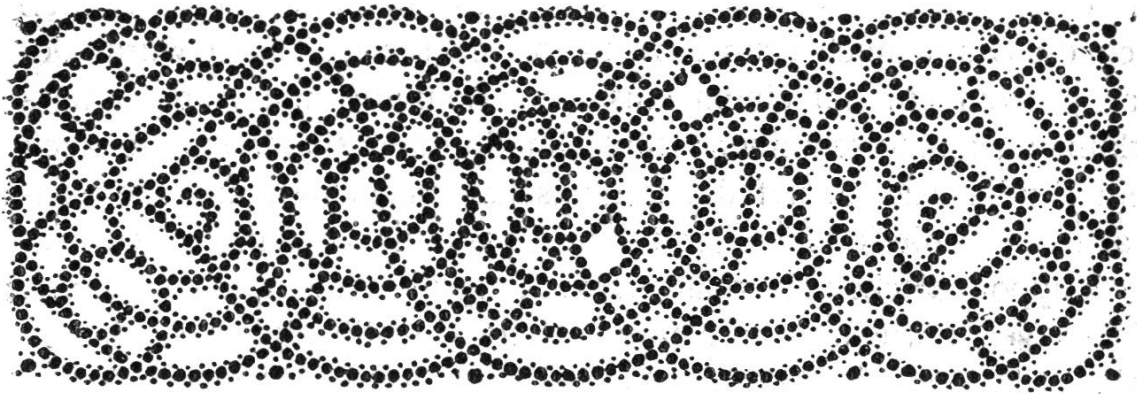
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DIE RUSSISCHE REVOLUTION

Die zweite Märzwoche des Jahres Neunzehnhundertsiebzehn ist für die Geschichte der Menschheit ewig denkwürdig, weil mitten aus den Greueln des Krieges, der die Welt in ein Chaos stürzt, ein Ereignis heraustritt, das stark und bestimmt in die Zukunft weist. Die russische Revolution hat der Menschheit in Erinnerung gerufen, dass es Dinge gibt, die stärker sind als jede Gewalt; Ideen, die mächtiger als die ältesten Organisationen. Der Gedanke, dass das Schicksal der Völker nur von ihrem eigenen Willen bestimmt werden darf, der seit hundertfünfzig Jahren die politische Geschichte der abendländischen Staaten aufs tiefste beeinflusst hatte, schien im Heulen der Schlachten verstummt, in den Wolken giftiger Gase erstickt zu sein. Jetzt aber erhebt sich siegreich die Idee. Auch der Krieg, der mit der ungeheuren Vereinigung von Machtmitteln in der Hand weniger Führer die stärkste Verneinung des demokratischen Gedankens zu sein scheint, war dazu bestimmt, ihm zum Durchbruch zu verhelfen.

Der äußere Verlauf der Ereignisse in Petersburg, die den Sieg der russischen Revolution entschieden haben, überrascht vor allem durch die Schnelligkeit, mit der die alte Herrschaft zusammengebrochen ist. Am Freitag, den 9. März, brachen die ersten ernsteren Unruhen in den Arbeitervorstädten aus, am Sonntag darauf scheinen die ersten Truppen sich den Aufständischen angeschlossen zu haben. Der Montag, der 12. März, ist als der eigentliche Revolutionstag zu betrachten. Denn er brachte den Entschluss der Reichsduma, sich der alten Gewalt zu widersetzen und selber eine Regierung zu bilden. Als nun auf diese Weise ein einigermaßen gesetzlicher

Mittelpunkt der Revolutionsbewegung geschaffen war, entwickelten sich die Dinge noch schneller. Schon nach zwei Tagen wurde der Zar gezwungen, auf einem einsamen Bahnhof eine Abdankungsurkunde zu unterschreiben; fünfzehn Stunden später musste auch sein Bruder Michail auf die Regentschaft verzichten und die Vollmacht, über die künftige Staatsform Russlands zu entscheiden, der noch hypothetischen Nationalversammlung übertragen, der Sobranje, die souverän wie einst die französische Constituante beschliessen soll. Mit diesem Akt, der die Monarchie, oder doch zum mindesten die Herrschaft des Hauses Romanow-Holstein-Gottorp in Russland beendet, hat die Revolution vorläufig ihren formellen Abschluss gefunden. Eine Gegenbewegung, die das Alte wiederherzustellen suchte, ist zur grossen Überraschung vieler Europäer, deren Vorstellungen über Russland wesentlich von älterer Literatur und von sorgfältig gepflegten Vorurteilen bestimmt wurden, nicht aufgetreten und natürlich wird sie mit jeder Woche weniger wahrscheinlich. Dagegen hat die Idee der Revolution eine starke Kräftigung dadurch erfahren, dass eine Reihe lebendiger Kräfte aller Völker, die das russische Reich bewohnen, die während der entscheidenden Tage von Petersburg nicht in Erscheinung treten konnten, seither ihren bestimmten Willen zur Mitarbeit an der Neuordnung des Staates bekundet haben.

Die Ursachen dieser Revolution in lokalen und vorübergehenden Gründen zu suchen ist kindlich. Wohl mag der Anlass in Hungerkrawallen gelegen haben, aber solche chaotische Unruhen hat es während des Kriegs und früher in Russland und anderswo gegeben, ohne dass eine Revolution daraus geworden wäre. Auch die Kriegsmüdigkeit der breiten Massen, der Industriearbeiter und Soldaten vor allem, reicht nicht zur Erklärung aus. Sie ist gewiss in andern kriegführenden Ländern nicht geringer und hat auch dort zu Unruhen geführt, die sogar an den Fronten ausgebrochen sind, was gewiss für den Bestand des Staates gefährlicher erscheint als ein Straßenauflauf in der Hauptstadt; eine Revolution ist nirgends daraus entstanden. An der russischen Revolution beteiligten sich aber sofort auch diejenigen Parteien und Klassen, die von ihr gerade im Gegenteil eine entschiedene Stärkung des Kriegswillens erwarteten. Die Unsicherheit der Beurteilung, die sich in den ersten Tagen in der ganzen europäischen Presse den russischen Vorgängen

gegenüber zeigte, beruhte eben darauf, dass ihre Rückwirkung auf den Krieg, die begreiflicher Weise alle Kriegführenden, die Feinde Russlands sowohl wie seine Alliierten, fast ausschließlich zu interessieren vermochte, nicht klar zu erkennen war. Zum Siege der Revolution war aber der Entschluss der kriegsfreundlichen Führer der Duma ebenso notwendig wie die Aufstände und der Aufruhr der Arbeiter und Soldaten. Einer der geistigen Väter dieser Revolution, der theoretische Anarchist Fürst Kropotkin, hat das längst vorher schon erkannt: „Um ein Ergebnis von dieser Bedeutung zu zeitigen,“ schrieb er in seiner *Geschichte der Französischen Revolution*, „dass eine Bewegung den Umfang einer Revolution annimmt, wie dies 1648 bis 1688 in England und 1789 bis 1793 in Frankreich geschah, genügt es nicht, dass eine ideelle Bewegung in den gebildeten Klassen vor sich geht, sie mag noch so tief greifen; und es genügt ebensowenig, dass im Schoße des Volkes sich Aufstände ereignen, so vielfach und so ausgedehnt sie sein mögen. Dazu ist nötig, dass das revolutionäre Handeln, das aus dem Volke hervorgeht, zusammenfällt mit dem revolutionären Denken, das aus den gebildeten Klassen hervorgeht. Die Vereinigung beider ist nötig.“ Kropotkins Gegenüberstellung ist freilich nicht genau: revolutionär *dachten* auch die breiten Massen in Petersburg, die den Märzaufstand einleiteten und die revolutionäre *Handlung* blieb durchaus nicht auf sie beschränkt, da auch die Tat der die Bourgeoisie vertretenden Duma, die am 12. März sich der bisherigen Gewalt entgegenstellte, durchaus revolutionär war.

Diese Revolution ist überhaupt nicht zu verstehen, wenn man die Prüfung ihrer Ursachen auf die wenigen Tage der gewaltsamen Entscheidung zu beschränken versucht. Tatsächlich bedeuten die Märzvorgänge nur einen entscheidenden Abschnitt in einer langen Geschichte. Masaryk, der noch vor dem Ausbruch des Krieges in seinen *Studien zur Russischen Geschichts- und Religionsphilosophie* die Geschichte Russlands als einen Kampf zwischen der alten Staatsform, die er als Theokratie bezeichnet, und der Revolution aufgefasst hat, deren Ziel die Ersetzung des Bisherigen durch die Demokratie sei, findet die Ursprünge dieser Bewegung schon bei Peter dem Großen. Auch wenn man nicht so weit zurückgehen will, so wird man doch zugeben müssen, dass die Verschwörung der Dekabristen, deren Anfänge etwa ein Jahrhundert zurückliegen,

bewusst auf die Umwandlung des Staates hinarbeitete — im Gegensatz zu den Palastverschwörungen des 18. Jahrhunderts, die dynastisch-persönlichen Zwecken dienten. Die Dekabristen waren freilich noch in durchaus aristokratisch-bourgeoisen Ideen befangen. Seither hat der Zarismus selber durch die „Bauernbefreiung“ von 1861 eine Revolution in Russland gemacht, dem bald die dauernde „individuelle“ Revolution der Nihilisten und Terroristen folgte. Der große revolutionäre Ausbruch, der während des russisch-japanischen Kriegs erfolgte und fast drei Jahre lang dauerte, ist noch in lebendiger Erinnerung; er zeigte, dass schon die breiten Massen von revolutionären Gedanken stark durchsetzt waren. Er ist nur scheinbar unterdrückt worden. Die Symptome der Revolution wurden zwar im Blut erstickt, die Ursachen aber wirkten weiter. Die despotische Staatsform blieb im wesentlichen weiterbestehen und wurde mit dem unaufhaltsam erstarkenden Eigenwillen des Volkes als immer unerträglicher empfunden, was die Regierung durch die aussichtslosen Versuche zur brutalen Unterdrückung einer nicht mit Gewalt zu erfassenden Geistesbewegung noch beschleunigte. Die Idee wirkte im stillen weiter, bis ihre Frucht überreif geworden war.

Der russische Staat bildete seit der französischen Revolution den reinsten Ausdruck des Gedankens, der in der Formel „Dei Gratia“ ausgesprochen ist, der Idee des Gottesgnadentums, der zufolge die Autorität einer Regierung (die in Russland der Form nach durchaus in der Person des Zaren vereinigt war) sich als eine durch einen mystischen Vorgang geschaffene und überlieferte autonome Gewalt darstellt, der die zu regierenden „Untertanen“ als Objekt gegenüberstehen. Fast alle europäischen Staatswesen beruhten ursprünglich auf diesem Gedanken. Wie weit er heute noch lebendig ist, hängt nicht von äußeren Formen ab; in England beruht ein bourgeois-demokratischer Staat, der immer mehr zur reinen Demokratie übergeht, auf durchaus mittelalterlich-theokratischen Formen. Auch die scheinbare „Modernität“ gewisser Einrichtungen eines Staates sagt uns wenig über das Prinzip seines Aufbaus; das beste Wahlrecht z. B. ist wertlos, wenn das Parlament, das eine ideale Vertretung des Volkes darstellt, keine Macht besitzt. Jedenfalls aber stellen alle Verfassungen der europäischen Monarchien Kompromissversuche zwischen den beiden extremen Grundsätzen dar, während Russland bis 1906 überhaupt ohne ein geschriebenes

Grundgesetz blieb, das auch nur einigermaßen die Sphären der Macht und des Rechts abgegrenzt hätte.

Der russische Staat war auch äußerlich eine Theokratie, nicht in dem Sinne zwar, dass der russische Zar eine Art von morgenländischem Papst gewesen wäre — das Verhältnis zwischen Staat und Kirche war viel zu kompliziert, als dass es sich in einer einfachen Formel erschöpfend schildern ließe —, sondern deshalb, weil seine Machtansprüche mit religiösen Forderungen begründet wurden. Das änderte sich durch den Erlass der von der ersten Revolution erzwungenen Verfassung nicht. Ausdrücklich erklärt sie, dass „dem russischen Zaren zu gehorchen Gott selber gebietet“. Es war auch keine leere Floskel, dass Nikolaus II. den Titel „Selbstherrscher“ (Ssamodershez), den die letzten Ruriks aus Byzanz übernommen hatten, auch in der scheinbar konstitutionellen Aera seiner Herrschaft beibehielt. Er sträubte sich persönlich dagegen, ihn abzulegen. Der Zar blieb auch in der Tat allen Grundgesetzen zum Trotz ein Selbstherrscher, insofern er seine Staatsmänner die wichtigsten Maßnahmen ohne die Zustimmung der beratenden und dem Namen nach gesetzgebenden Körperschaften durchführen ließ. So blieb der russische Staat, auch nach der in Halbheiten steckengebliebenen Modernisierung, der offene und unbedingte Gegensatz zu der Idee des Staates, wie sie seit 1789 theoretisch rein herausgebildet und in mehr oder weniger gelungenen Versuchen auch praktisch verwirklicht wurde: des Staates, der auf der freien Willensgemeinschaft seiner Bürger beruht, dessen oberstes Gesetz auch jetzt noch die natürlichen Menschenrechte sind.

Nikolaus I., der Urgroßvater des letzten Zaren, glaubte durchaus noch an das mystische Prinzip des Absolutismus. Dass es aber in Wirklichkeit nicht allein auf der immerhin unsicheren Grundlage religiösen Glaubens beruhen konnte, sondern greifbarer Machtmittel bedurfte, das wusste er schon. Von jeher hat als wichtigstes dieser Mittel in absoluten Staaten die Armee gegolten, wobei das Bestreben, sie als eine geschlossene Körperschaft von allen „fremden“ Einflüssen, also auch von jeder Berührung mit dem „Volke“ (worunter die Terminologie der autokratisch-theokratisch gerichteten Staatsweisheit auch heute noch nicht die natürliche Gesamtheit des Staatsvolkes begreift, die den Herrscher so gut wie den ärmsten Proletarier umfasst, sondern die als Objekt der Herrschaft auf-

gefasste Masse der „Untertanen“, die „Gesellschaft“), fernzuhalten, durchaus natürlich war. Das ist nun freilich in Russland niemals so vollkommen gelungen wie in andern militaristisch aufgebauten Staaten. Die Gründe dafür sind recht verwickelt; vielleicht ist der wichtigste in der tatsächlichen Gleichmacherei der Rechtlosigkeit zu suchen, der das russische Volk jahrhundertlang unterworfen war. Die vollkommene Despotie schafft für alle Untertanen, auch für die am höchsten stehenden, im wesentlichen gleiche Bedingungen der Abhängigkeit von einer unkontrollierten und unverantwortlichen Willkür, was durch prunkvolle Titel und äußere Ehren nur verschleiert werden kann. Das war schon in hohem Grade in Frankreich vor der Revolution geschehen, noch weit mehr aber in Russland, wo die „demokratischen“ Lebensformen allen Fremden auffielen. Natürlich hat diese Art von Gleichheit mit Demokratie nichts zu tun, wenn sie auch unter gewissen Bedingungen den Übergang zur wirklichen Demokratie erleichtern mag. In der russischen Armee aber hat sie jedenfalls die Bildung einer Offizierskaste verhindert, die einen unbedingt sichern Rückhalt der Despotie bedeutet hätte.

Obwohl die „Zuverlässigkeit“ der Armee schon durch den Aufstand der Dekabristen im Jahre 1825 in bedenklichem Licht erscheinen musste, konnte die Stellung der russischen Regierung als durchaus gefestigt gelten, da man nicht nur in Europa davon überzeugt war, dass die russischen Bauern (die bis vor einem Menschenalter der einzige Stand der Bevölkerung waren, der als Masse wirken konnte, und die heute noch mindestens vier Fünftel der Großrussen und Kleinrussen, der Kernbevölkerung des Reiches ausmachen) unbedingt „zarentreu“ seien. Zwar war es auf dem russischen Lande oft genug zu Unruhen gekommen und die Bauernbefreiung von 1861 war durchaus nicht freiwilliges Geschenk, sondern eine wohlerrungene Maßnahme der vorbeugenden Staatsklugheit. Aber nicht nur vor Europa, dem man mit der Legende vom Mushik, der zum Väterchen-Zar gläubig wie zu seinem Heiligenbild aufblickte, ein Trugbild innerer Geschlossenheit vorzauberte, sondern auch vor sich selber suchte man alle die dunklen Schatten zu verbergen, die das Idealgemälde des Patriarchalismus störten. Alexander III., der dem ermordeten Zarfreyer („Zaraufhänger“ nannten ihn die Nihilisten) folgte, war dumm

genug, den Gaukeleien seiner Bureaukraten zu glauben. Immerhin suchte er doch schon die ideale Basis seiner Herrschaft zu erweitern, indem er an die nationalistischen Gefühle der Großrussen appellierte, die sich bei der eigenartigen Stellung der Staatskirche leicht genug religiös verkleiden ließen. Er leitete eine Russifizierungspolitik ein, die um so gefährlicher war, als tatsächlich nicht die Hälfte der Bevölkerung des Riesenreiches großrussisch war. Es gelang ihm aber durch diese Verwirklichung älterer slawophiler Gedanken nicht einmal, die ganze Gesellschaft, d. h. die Intellektuellen, für sich zu gewinnen; der größere Teil blieb vom Nationalismus ebenso unberührt wie die Masse der Bauern, auf die er freilich, da man sie sowieso für zuverlässig hielt, gar nicht berechnet war. Im ganzen dürfte das Ergebnis dieser Politik schon in den ersten Jahren für die zarische Gewalt negativ gewesen sein, da die große Masse der Fremdvölker, die sich früher zum Teil im russischen Reiche nicht schlecht befunden hatten, in eine scharfe Opposition getrieben wurde.

Als Nikolaus II. im Jahre 1894 den Thron bestieg, regte sich in ganz Russland die Erwartung, die sich wohl überall in monarchischen Ländern an einen Thronwechsel knüpft, wenn eine schwer ertragene Herrschaft so stark durch die persönlichen Eigenschaften eines Mannes bestimmt scheint, wie es bei seinem Vater der Fall war. Man wusste freilich von dem jungen Zaren nicht viel mehr, als dass er sich lebhaft um die Machtausdehnung des Reichs in Ostasien bekümmerte, man erhoffte aber von seiner Regierung ein Nachlassen der Spannung in der inneren Politik, zum mindesten eine Milderung der nationalistischen Unterdrückung, die im Westen gegen die Katholiken und Juden geradezu die Form einer Religionsverfolgung angenommen hatte.

Die persönlichen Eigenschaften des Charakters und der Intelligenz, von denen die Wenigen zu berichten wussten, die in der Umgebung des neuen Zaren weilten, mussten freilich schwere Bedenken erregen. Seine Erziehung hatte der Oberprokurator des Synods, Pobjedonoszew, geleitet, ein düsterer Fanatiker, der für die blutigen Fremdvölkerverfolgungen persönlich die Verantwortlichkeit trug. Sein Einfluss auf den Prinzen war um so verhängnisvoller gewesen, als einige Charaktereigentümlichkeiten, die sich schon in früheren russischen Herrschern scharf ausgeprägt

hatten, die Grausamkeit Pauls I. und die mit einer meisterhaften Verstellungsgabe gepaarte mystische Schwärmerei Alexanders I., in Nikolaj Alexandrowitsch als verhängnisvolles Erbeil wieder auftauchten. Äußerlich verschlossen und scheinbar teilnahmslos — ohne menschlich empfindendes Mitgefühl sicherlich auch den größten Katastrophen gegenüber, die sein Volk betrafen, — machte Nikolaus II. den Eindruck eines eher schüchternen als selbstbewussten Mannes. Von der geschäftigen und aufgeblasenen Vieltuerei Nikolaus I. war er ebenso weit entfernt wie von der ungehemmten Brutalität seines Vaters Alexander III. Bald aber galt er den russischen Staatsmännern als völlig unzuverlässig. Er traf gelegentlich an ein und demselben Tage zwei sich völlig widersprechende Entscheidungen. Von stetem Misstrauen erfüllt suchte er ohne Rücksicht auf sachliche Erwägungen seinen Willen zur Geltung zu bringen. Von diesen Charaktereigenschaften aber wusste das Volk nichts, als Nikolaus II. den Thron bestieg, und auch die russischen Staatsmänner mögen damals mehr von ihm erhofft haben, als die Ereignisse rechtfertigen sollten. Als der junge Zar sich bald nach der Thronbesteigung vermählte, erwarteten viele eine neue Aera für Russland; der erste dunkle Schatten fiel auf sie, als bei der Krönung, die einige Monate später in Moskau stattfand, durch die Ungeschicklichkeit der Polizei eine furchtbare Katastrophe entstand, die anderthalb Tausend Menschen das Leben kostete. Der Zar, der einen Teil des Unglücks mit angesehen hatte, setzte die Festlichkeit fort, als ob nichts geschehen wäre.

Die innere Politik erfuhr nach Nikolaus II. Thronbesteigung keine Kursänderung. Die Staatsmänner, die dem Zaren als Berater zur Seite standen, vor allem der bedeutendste darunter, Witte, führten zwar eine Reihe technischer Reformen durch, die, wie die Währungsreform und die Förderung des Eisenbahnbaus, das Wirtschaftsleben Russlands befruchteten. Die Grundlage der Politik aber blieb unverändert. Schon bald nach dem Regierungsantritt erklärte Nikolaus II. den Vertretern der Semstwoorganisationen, die eine Beteiligung dieser zum größten Teil aus dem gutsbesitzenden Adel gebildeten Selbstverwaltungskörper an der politischen Leitung des Reiches anregten, das seien „sinnlose Schwärmereien“. Nach dieser persönlichen Meinung des Zaren richtete sich naturgemäß die Regierungspraxis der Bürokratie. Die Reaktion in der

Schulpolitik, in der Behandlung nationaler und religiöser Fragen wurde unter dem beherrschenden Einfluss Pobjedonoszew's noch ärger als zuvor. Gegen die Juden wurde eine Verfolgung eingeleitet, deren Zynismus nicht einmal mehr durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung Europas gemildert wurde.

Von besonderer Bedeutung wurde für die Regierung des letzten Zaren die Ausdehnung der Russifizierungspolitik auf Finnland, die gegen Ende der 90er Jahre einsetzte. Die Verfassung des Großfürstentums war auch von Alexander III. geachtet und von Nikolaus feierlich bestätigt worden; jetzt wurde sie gröblich verletzt. Der „Eidbruch“ Nikolaus II. machte auf die Finnen, die alle Mittel des gesetzlichen Widerstandes mit bewundernswerter Ausdauer und Ruhe anwandten, einen gewaltigen Eindruck. An dem durch die finnische Sage geheiligten Saimasee stieg damals das Wasser höher als seit Menschengedenken; die Flut hinterließ in den weichen Uferfelsen eine Linie, die heute noch die „Meineidlinie“ genannt wird. Der Widerstand Finnlands, der in ganz Europa die lebhafteste Sympathie fand, ging schließlich unter dem unerhörten Druck russischer Willkür zum offenen Aufruhr über. Als das russische Wehrgesetz in Finnland eingeführt werden sollte, desertierten die jungen Finnen zu Zehntausenden ins Ausland. Diese eine Maßnahme musste rückgängig gemacht werden; andere aber, die das finnische Recht nicht minder schwer beeinträchtigten, blieben in Kraft. Da der Zar sich sogar weigerte, Abordnungen des finnischen Adels zu empfangen, die ihm ihre Beschwerden vortragen wollten, wurde seine Person immer mehr als der eigentliche Träger dieser Unterdrückung betrachtet. Der großartige Kampf mit legitimen Mitteln, den die Finnländer führten, blieb nicht ohne Rückwirkung auf das politische Leben Russlands, wo man bisher den Zarismus fast nur mit Verschwörungen und Terrorismus bekämpft hatte.

Der persönliche Anteil Nikolaus II. an der innern Politik des eigentlichen Russland zeichnete sich nicht so deutlich ab wie in der finnischen Frage. Vielleicht ist es dem zuzuschreiben, dass sich der Terrorismus nicht in erster Linie gegen ihn richtete. Die innere Lage blieb aber immer in schärfster Spannung. Die Liberalen schöpften aus dem Freiheitskampfe Finnlands, den sie mit lebhaftem Interesse verfolgten, neue Hoffnungen; im Innern des Reiches aber flackerten immer wieder Unruhen auf, die meist agrarsozialistischen

Charakter trugen, während die schnell fortschreitende Industrialisierung der Großstädte ein Proletariat heranwachsen ließ, das bald genug ein eigenes Klassenbewusstsein erhielt. Der erste Krieg, den Nikolaus II. führte, der Kampf gegen Japan, an dessen Ausbruch geschäftliche Spekulationen einiger Mitglieder der herrschenden Familie einen Teil der Schuld trugen, entfaltete die erste Massenrevolution, die Russland erlebt hat. Die schweren Niederlagen der russischen Heere wurden zwar anfangs im Lande gleichgültig aufgenommen, steigerten aber bald die kaum verhaltene Unruhe zu offener Empörung. Terroristische Anschläge zuerst, dann Straßenkämpfe in den Großstädten, Meutereien in der Flotte und im Heer, endlich gewaltige Arbeiterbewegungen, die das ganze Wirtschaftsleben Russlands zu lähmen drohten, das war das Bild der ersten Revolution. Der Zar leistete demgegenüber persönlichen Widerstand gegen die notwendigsten Reformen und seine Regierung bot ein klägliches Bild. Erst im Oktober 1905 gelang es dem Grafen Witte, dem Zaren mit offener Drohung das Manifest zu entreißen, das Russland eine Verfassung verhieß. Nikolaus II. hat dies seinem größten Staatsmann nie verziehen. Er wandte mit allem Nachdruck seinen persönlichen Einfluss darauf, von diesen unter dem Druck der Notwendigkeit gegebenen „Zugeständnissen“ möglichst viel wieder abzuhandeln. Kaum war die Ruhe in dem erschöpften und durch innere Gegensätze zerrissenen Lande wieder einigermaßen hergestellt, so war die erste Tat des Zaren die Entlassung Wittes. Statt seiner hörte der Zar auf Ratgeber, die wirkliche Reformen durch Hausmittelchen einer längst veralteten Staatsklugheit zu umgehen hofften. Durch eine schändliche Provokation der Geheimpolizei sollte die Revolution von innen heraus zersetzt, durch die Schürung nationaler Leidenschaften, die bis zur offenen Anstiftung blutiger Pogrome ging, sollte das Volk von seinen dringendsten Forderungen abgelenkt werden. Die von der Polizei bezahlte Organisation der „Schwarzen Hundert“, die durch terroristische Anschläge auf die Führer der Freiheitsbewegung Verwirrung stiften sollte, die tatsächlich eine Reihe von Mordtaten ungestraft verübt hat, wurde vom Zaren, der eine Zeitlang ihr Abzeichen trug, öffentlich gefördert.

Die Politik, die Wittes Nachfolger Stolypin nach der „Beruhigung“ des Landes (die Zehntausende von Opfern kostete), im

Innern einleitete, war noch bewusster als früher auf die Schürung innerer Gegensätze gerichtet, damit die Regierung über Geteilte leichter herrschen konnte. Die Behandlung des neu geschaffenen Zerrbildes eines Parlaments, der Reichsduma, entsprach durchaus diesem Grundsatz. Man suchte sie als Mittel zur Gewinnung des wohlhabenderen Teils der Bourgeoisie zu benützen, und diese Leute haben in der Tat das „Enrichissez-vous“, das ihnen deutlich genug zugerufen wurde, weit besser verstanden als die Großgrundbesitzer. Aber die Unaufrichtigkeit dieses Verfassungsexperiments, die durch den periodisch wiederholten Staatsstreich unnötigerweise immer wieder in Erinnerung gerufen wurde, konnte die Entwicklung nicht mehr bestimmen. Die Regie war zweifellos ungeschickt: die Wahlrechtsänderungen und andere Gewalttaten, die den Buchstaben der neuen Grundgesetze verletzten, mussten auch in den scheinbar begünstigten Kreisen Misstrauen wecken. Aber auch eine größere Geschicklichkeit und Liberalität in der Handhabung der neuen Formen hätte die Grundfehler des alten Systems nicht mehr verdecken können, da die Rechtsgrundlagen im wesentlichen dieselben geblieben waren. Die künstlich erzeugte Unfruchtbarkeit der Duma musste zur Unterhöhlung der Autorität schließlich mehr beitragen als die oft sehr rückhaltlose Kritik der Abgeordneten. Immerhin hatte aber die Errichtung der Duma den Vorteil, den Mittelpunkt für die politische Erziehung gewisser Schichten zu bilden, so dass das Haus der Abgeordneten, die nach dem Wahlrecht des Staatsstreichs nur einen verschwindend kleinen Bruchteil des Volkes vertraten, schließlich doch in der entscheidenden Stunde der Revolution den Übergang erleichtern und die erste schwere Gefahr der Anarchie überwinden half.

ASCONA, im Mai 1917.

HECTOR G. PRECONI

(Schluss folgt.)



DENKENDE MENSCHEN

Denkende Menschen, die Anfang 1914 noch an die Menschheit als solche glaubten, müssen seither — wenn sie nicht am Boden liegen geblieben sind — den Glauben an Gott sich erungen haben.

AUG. BAUMANN